Zeitschrift: Zeitschrift für öffentliche Fürsorge : Monatsschrift für Sozialhilfe : Beiträge und Entscheide aus den Bereichen Fürsorge, Sozialversicherung, Jugendhilfe und Vormundschaft

Herausgeber: Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe

Band: 64 (1967)

Heft: 9

Artikel: Was braucht die Familie in Berggebieten zur gesunden Entwicklung? [Fortsetzung]

Autor: Schaer, P. Aemilian

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-838122

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

früheren Zustände zurückwünschen, aber es ist doch auch nicht zu übersehen, daß jede soziale Maßnahme die Gefahr der Übertreibung und des Mißbrauches in sich schließt. Im ganzen gesehen ist die Entwicklung, die wir durchgemacht haben, positiv zu bewerten. Nur dürfen wir die *natürlichen Grenzen*, die einem gesunden Wohlfahrtsstaat gesetzt sind, nicht aus den Augen verlieren.

Das will nicht heißen, daß wir schon am Ende sind. Noch ist nicht alle Not behoben, weshalb die biblische Geschichte vom *barmherzigen Samariter* Mahnung auch an unsere Generation bleibt.

Was braucht die Familie in Berggebieten zur gesunden Entwicklung?

II. Teil*

Aus der Sicht des Soziologen

P. Aemilian Schaer, Leiter der Arbeitsstelle für Pastoralplanung, Zürich

Wirtschaftliche Rückständigkeit als soziales Totalphänomen

In jüngster Zeit wird dem Bergbauernproblem in der Schweiz wieder vermehrte Beachtung geschenkt. Von außen gesehen, hat sich das wirtschaftliche Entwicklungsgefälle zwischen manchen Berggebieten und dem industrialisierten Flachland erheblich vergrößert. Wer die Bergbauernfamilie in den Ferien besucht, ist oft betroffen, wenn er den Rückstand in der Lebenshaltung sieht. Durch die wachsende Abwanderung der jungen Generation ist das Fortbestehen mancher Dorfgemeinschaften äußerst bedroht. Unter dieser Oberflächenschicht verbirgt sich eine menschliche *Problematik, die durch alle Schichten der Wirklichkeit hindurch geht.* Man gelangt darum erst dann zu einer einigermaßen richtigen Beurteilung des Bergbauernproblems, wenn man es als *«soziales Totalphänomen»* (Marcel Mauß) betrachtet. Man kann es auch nicht isoliert betrachten, weil es zu stark mit den verschiedenen Entwicklungsverschiebungen, Kulturkonflikten und der sozialen Dynamik unserer Gesellschaft verbunden ist. Die sogenannte Bergkultur wurde schon immer ganz wesentlich von außen her geprägt; nämlich durch die Rückwanderer, die es schon zu allen Zeiten gab und welche die einheimische Bevölkerung mit Ideen, Vorstellungen und Gestaltungsweisen anderer Kulturen vertraut machten. Diese Kontakte führten sie früher zur kulturellen Befruchtung. Sie spornten die Bevölkerung an, bleibende Werke zu schaffen. Bei den krassen Unterschieden von Lebenshaltung und innerer Orientierung zwischen der Bevölkerung in den Berggegenden und jener in Regionen, die der Industrie oder dem Fremdenverkehr erschlossen sind, können die Kontakte jedoch Schwierigkeiten und negative, schwerwiegende Folgen haben. Die Krise besteht nicht allein im wirtschaftlichen Rückstand, sondern in der allgemeinen Tatsache, daß heute die eigentlichen Leistungen der Bergbauern in Frage gestellt sind, nämlich jene demokratischen

* I. Teil siehe Nr. 8, August 1967.

Einrichtungen, vor allem das hochentwickelte Genossenschaftswesen, das sie einst unter dem Zwang feindlicher Naturgewalten und feindlicher Willkür zu hoher Blüte brachten und das auch heute noch für die Lösung zahlreicher neuer Aufgaben grundlegend sein könnte[1].

Schon vor einem Jahrzehnt wies ein bekannter Alpenforscher darauf hin, daß in einer Zeit allgemeiner, wirtschaftlicher Konjunktur in den Berggegenden eigentliche Krisenherde entstünden. Das Proletariat sei nicht nur in den Slums der Großstädte zu suchen; man fände es auch in unseren Bergtälern[2]. Er dachte dabei nicht nur an das Einkommen und den äußeren Lebensstandard der Bergbevölkerung, sondern wollte mit der Bezeichnung Proletariat auf eine innere Haltung und Lebensgestaltung hinweisen: Unzufriedenheit, Pessimismus, Resignation und Bildungslosigkeit.

Diese Konfliktsituation war der Anlaß zur sozialen Standortbestimmung im Fürsorgebezirk *Ilanz*. Vor 23 Jahren hatte der Kanton in geradezu vorbildlicher Weise ein Bezirksfürsorgesystem eingerichtet. Heute ist diese Struktur allerdings nicht mehr in jeder Hinsicht den Bedürfnissen entsprechend. Noch vor zwei Jahrzehnten mag der Fürsorgebezirk Ilanz eine einigermaßen homogene Region gebildet haben. Seither haben sich aber die einzelnen Gebiete so unterschiedlich entwickelt, daß die soziale Problemlage innerhalb des Fürsorgebezirks sehr verschieden ist. In einigen Gebieten sind – nach den Erfahrungen der Fürsorgerin – die sozialen Probleme in solchem Maße von der Lage des Gemeinwesens her bedingt, daß sich eine Einzelfamilie im herkömmlichen Sinn als fragwürdig erweist. Im Laufe der Zeit sind überdies verschieden fürsorgerische Einzelbestrebungen und Institutionen entstanden, die nicht immer aufeinander abgestimmt sind und die in einer besseren Koordination wirksamer arbeiten könnten.

Durch eine soziale Standortbestimmung sollten einerseits die Funktionen besser abgegrenzt und einander zugeordnet werden. Andererseits sollten Möglichkeiten und Wege und Mittel zu einer gemeinsamen Selbsthilfe und Lösung genereller Probleme aufgezeigt werden; vor allem zu einer Aktivierung der Bergbevölkerung selbst. Darum ging es uns von Anfang an darum, alle in Frage kommenden Mitarbeiter gleich zu Beginn in die Arbeit einzubeziehen. In unserer Erhebung wandten wir uns an die sogenannten Schlüsselpersonen der Gegend: Sozialarbeiter, Lehrer, Ärzte, Rechtsanwälte, Pfarrer, Berufs- und Landwirtschaftsberater, Gemeindeangestellte usw.: 16 Frauen, 34 Männer; Durchschnittsalter 47,8 Jahre. Die Meinungsbefragung sollte auch dazu dienen, alle Beteiligten für das Anliegen zu interessieren, die Fragestellung zu verlebendigen, verschiedene Gruppen im Zeichen der gleichen Sorge zusammenzuführen. Wir waren uns der Grenzen und Gefahren dieser Kombination der Zwecke durchaus bewußt, hielten sie aber bei den uns zur Verfügung stehenden Mitteln als den rationellsten Weg. In einer Kerngruppe wurden die Hypothesen und Fragestellungen ausgearbeitet. Die Befragung erfolgte in Gruppen dort, wo unter einem beruflichen Aspekt eine Gruppe zusammengeführt werden konnte (Lehrer, Seelsorger), oder in Einzelgesprächen nach einem Gesprächsleitfaden. Als Hauptprobleme wurden hervorgehoben: Jugend und Freizeit, Schule, das Alter, Frauenbildung, Alkoholismus, Amtsvormundschaft, die wirtschaftlichen Verhältnisse und die fehlende Erwachsenenbildung. Die Familie als solche wurde immer nur am Rande gestreift. Vielleicht erhielten wir gerade aus diesen unprätentiösen «Randbemerkungen» be-

[1] A. Niederer: Die Ansicht eines Volkskundlers, in: Forum Alpinum, Zürich 1965.

[2] R. Weiß: Alpiner Mensch und alpines Leben in der Krise der Gegenwart, 33. Jg. 1957.

deutsame Hinweise auf die Situation der Familie und der Verfassung in der sich wandelnden Berggegend. Die von Prof. Jäggi durchgeführte Untersuchung in den Gemeinden Guggisberg, Blumenstein, Lenk und Saxeten im Berner Oberland bot uns zur Interpretation der Angaben wertvolle Anhalts- und Vergleichspunkte[3].

Wir gingen von der Hypothese aus, daß bei einem Wandel der Bevölkerung auch die Familie stark betroffen wird, da sie in der einfachen Gesellschaft der Dorfgemeinde den sozialen Grundpfeiler darstellt. Dabei bildet die Familie in den Berggegenden nicht eine in unserer Gesellschaft isolierte, autarke Einheit, die sich nach Gesetzmäßigkeiten entwickelt, welche von jenen der allgemeinen modernen Familien-Entwicklung verschieden sind. Im wesentlichen haben wir die sogenannte Anpassungs-Hypothese übernommen. Wir versuchten damit, das Familienproblem der Berggegenden im Zusammenhang der globalen, sozialen Entwicklung der industriellen Gesellschaft zu sehen. Der Hamburger Soziologe Schelsky hat diese Situationsbestimmung folgendermaßen formuliert:

«Die bäuerliche Familie ist heute ein Typ der Familie der industriellen Gesellschaft, wenn auch mit den stärksten Resten vorindustrieller Sozialmomente. ... Die Anpassung und Einfügung der ländlichen Familie an und in die Strukturen der industriellen Gesellschaftsverfassung ist mit einer gewissen Verspätung, in einer Phasenverschiebung im Vergleich zum Durchschnitt der anderen Bevölkerungsgruppen geschehen. Die bäuerliche Familie hinkt in dieser Angleichung am weitesten nach, obwohl die Richtung ihrer Entwicklung genau die der anderen ländlichen Gruppen ist[4].»

Bevor wir nun auf die einzelnen Probleme der Bergfamilie eingehen, wollen wir uns ganz kurz die allgemeinen Entwicklungstendenzen in Erinnerung rufen; gleichsam als sozialen Horizont für die Problematik der Bergfamilie.

Allgemeine Entwicklungstendenzen der modernen Familie

Versuchen wir, die allgemeine Entwicklung durch einige bekannte Gegensatzpaare grob zu skizzieren. Sie geht:

a) Von der Großfamilie zur Kleinfamilie; und dies in einem 3fachen Sinn: die Familie, die nur eine oder zwei Generationen (Eltern und Kinder) umfaßt als sogenannte Kernfamilie und dazu die sogenannte Restfamilie, nachdem die Kinder groß geworden und aus dem Hause gegangen sind; ohne Verwandte der gleichen Generation und fast immer ohne familienfremde Haushaltsangehörige; auch mit einer beschränkten Kinderzahl von 2 bis 4 Kindern.

b) Von der autarken relativ stabilen zur abhängigen relativ labilen Familie von heute: im Sinne der Leicht-Auflöslichkeit der Ehe, einer geringeren örtlichen Bindung, einer geringeren Integration in den nachbarlichen und kommunalen Sozialraum oder in die kirchliche Gemeinschaft.

c) Von der Familie als Produktions- und Versorgungsgemeinschaft zur Familie, die zur Hauptsache nur Verbrauchergemeinschaft und Freizeitgemeinschaft ist und die alle uneigentlichen und spezifisch-familiären Funktionen an andere Institutionen abgegeben hat, um sich auf ihren eigenen Aufgabenbereich zu konzentrieren: die Entwicklung der sozial-kulturellen Persönlichkeit im Kraftfeld der kleinen Gruppe; von der patriarchalischen zur partnerschaftlichen

[3] U. Jäggi: Berggemeinden im Wandel. Eine empirisch-soziologische Untersuchung in vier Gemeinden des Berner Oberlandes, Bern 1965.

[4] H. Schelsky: Gestalt der Landfamilie im gegenwärtigen Wandel. Hannover 1952.

Familie heute, in welcher sich die Ehe als Lebenszentrum der Familie gegenüber ausgebildet hat[5].

Wie äußert sich nun dieser allgemeine Entwicklungstrend in den Familien des Bündner Oberlandes?

Demographische und wirtschaftliche Aspekte

In den Bergdörfern begegnen wir im allgemeinen noch der Mehr-Generationen-Familie. Trotz verschiedenen technischen Umstellungen ist der *Bergbauernbetrieb noch funktional auf die Großfamilie* angelegt. Diese Verfassung wird von den meisten als gesund und normal betrachtet, wie sich das in der folgenden Äußerung zeigt:

«Die Großeltern wohnen in Hausgemeinschaft mit den Jungen oder in einem eigenen Heim, stellen sich aber, soweit es ihre Kräfte zulassen, in den Dienst der Kinder, hüten ihre Enkel und helfen mit auf dem Feld.» (Interview 8/II 3.)

Doch zeigen sich auch hier einzelne Anzeichen der Problematik, die vor allem von nicht in der Landwirtschaft Tätigen beobachtet wird. So äußerte sich eine Vertrauensperson der Bezirks-Fürsorgestelle:

«Heute wollen Junge und Alte nicht mehr zusammenwohnen. Ins Altersheim Cumbel ziehen die alten Leute nur, wenn ihnen nichts anderes übrig bleibt. So ergibt es sich, daß oft zwei bis drei Generationen in dauernden Spannungen in Hausgemeinschaft leben.» (Interview 11/II 3.)

Eine in der Krankenpflege tätige Person spricht von einem eigentlichen *Problem der alten Leute*, für die im allgemeinen nicht oder nur ungenügend gesorgt sei. Oft würden Alte in verwahrlostem Zustand ins Spital eingeliefert. Für Chronischkranke werde im allgemeinen in keiner Weise Sorge getragen. (Interview 46/II 3.)

Wir vermuten, daß in abgelegenen Dörfern der Generationenzusammenhalt größer ist. Schwierigkeiten treten vor allem in jenen Dörfern auf, die sich in einer wirtschaftlichen Übergangsphase befinden (z.B. durch eine größere Zahl von Pendlern). Da tritt der Kultur- und Generationenkonflikt akuter in Erscheinung. Bei einer fortschreitenden Technisierung des Landwirtschaftsbetriebes wird das idyllische Bild der Generationenfamilie immer mehr zerbrechen, weil kein funktionaler Platz für die Alten im technisch-entwickelten Betrieb und anderseits durch die Arbeitsüberlastung in Haus und Feld wenig Raum zur Pflege von Alterskrankheiten und -gebrechen vorhanden ist. Vermutlich würden viele alte Leute ihre Familie verlassen, wenn ihnen in der Gegend ein gepflegtes Altersheim oder eine Pflegestation offenstünden.

Kötter hat darauf hingewiesen, daß in dem Augenblick, da die funktionellen und institutionellen Bindungen im bäuerlichen Betrieb geschwächt werden, die Ansprüche der Persönlichkeit oft hart aufeinander prallen, so daß man sagen möchte, es sei eine wesentliche Aufgabe der bäuerlichen Familie, sich als Gruppe neu zu konsolidieren[6].

In der Berner Untersuchung wird auch ein *Kontraktionsprozeß der Familie hinsichtlich der Kinderzahl* festgestellt:

[5] Vgl. E. Pfeil: Hauptlinien der Entwicklung von der vortechnischen zur modernen Welt. In: Chr. Bourbeck: Zusammen, Witten 1965 / R. König: Soziologische Orientierungen, Köln 1965.

[6] H. Kötter: Agrarsoziologie. In: Gehlen-Schelsky, Soziologie, Düsseldorf 1955.

«Die Fünfzig- und Mehrjährigen besitzen in Guggisberg im Durchschnitt 6,7 Geschwister, in Blumenstein 6, in Lenk 4,4. Die 18- bis 29jährigen in Guggisberg 4,0, Lenk 3,3 und Blumenstein 3.»

Leider fehlen uns genaue Zahlen über den Fürsorgebezirk Ilanz. Da wir es ja auch nicht mit einer einheitlichen soziologischen Region zu tun haben, wird die Durchschnittskinderzahl unterschiedlich sein. In den Gebieten mit fast ausschließlich agrarischem Charakter, wo der Geburtenrückgang noch nicht so stark eingesetzt hat, finden wir noch eher kinderreiche Familien. Neben ideellen Faktoren (Religion, Tradition- und Volkskultur) mögen auch materielle die Kinderzahl bestimmen. (Ein unerwartetes Bild gibt uns die Durchschnittszahl von 2 Kindern bei den Familien der befragten Schlüsselpersonen.) Die Berglandwirtschaft ist in ihrer heutigen Verfassung auf die Arbeitshilfe der Kinder angewiesen. Darum wird von der Seite der Bergbauern hartnäckig an der Winterschule festgehalten. Ein Behördemitglied sagt aus:

«In unserem Dorf versehen noch die meisten Kinder Sommerstellen bei Bauern. Sobald sie sich von Hotels anwerben lassen oder in den Alpdienst treten, verdienen sie zuviel, was sich auf ihren Arbeitscharakter ungünstig auswirkt.» (Interview 8/II 2.)

Wenn wir den Altersaufbau der Bevölkerung in den verschiedenen Teilen des Bezirks betrachten, stellen wir überall bis zu den 15jährigen einen breiten Unterbau der Alterspyramide fest. Die Alterspyramide verweist uns aber auch auf ein schwerwiegendes Problem: den großen Einschnitt in den Jahrgängen von 15–20 oder 20–30 Jahren, der von der starken Abwanderung herrührt. Weil die Gegend zuwenig Arbeits- und Lernmöglichkeiten bietet, wandern namentlich viele Jugendliche weg. Der Bevölkerungsschwund betrug in den letzten Jahren in einigen Dörfern bis zu 30% der Gesamtbevölkerung. Wenn wir die Bevölkerungsentwicklung in der Vergangenheit verfolgen, stellen wir zu allen Zeiten ziemlich umfangreiche Fluktuationen fest. Das war schon immer das Schicksal der Bergdörfer. In den letzten Jahrzehnten hat diese Abnahme aber Ausmaße angenommen, daß man nicht zu Unrecht von einem Aussterben oder einer Entvölkerung der Bergdörfer spricht. Wenn diese Abwanderung einmal bestimmte Proportionen überschritten hat, wobei vermutlich gerade die beweglichsten und tüchtigsten Menschen ihre Heimat verlassen, kann das Gemeinwesen nicht mehr aufrechterhalten werden. So fehlen Arbeitskräfte, um die wichtigsten, öffentlichen Dienste zu leiten. Es fehlen dann auch den Familien die notwendigen Hilfen von außen, ohne die sie sich nicht gesund entwickeln können.

Ein weiteres Problem, das mit der Abwanderung zusammenhängt, bilden *die geringen Heiratschancen für Landwirte*. Die Berggegenden sind schon als «Männer-Reliktgebiete» bezeichnet worden. In den Gesprächen wurde immer wieder auf diese Sorge hingewiesen, so auch einen 50jährigen ledigen Landwirt:

«Die jungen Bauern haben es nicht leicht, eine Frau zu finden. Ich kann die damit verbundenen Schwierigkeiten an meinem eigenen Fall beurteilen: meine Erben, ein Bruder und seine Kinder, wohnen im Unterland und werden den Betrieb natürlich nicht weiterführen, und ich weiß nicht, was später damit geschehen soll.» (Interview 9/II 7.)

Oder eine 57jährige Bäuerin:

«Unser 28jähriger Sohn hat während zweier Winter die landwirtschaftliche Schule besucht. Wir lassen ihm weitgehende Freiheit über die Betriebsführung. Es würde uns, meinen Mann und mich, freuen, wenn eine junge Frau auf den Hof käme. Es scheint für alle jungen Bauern in dieser Beziehung Schwierigkeiten zu geben.» (Interview 31/II 7.)

Das kommt zum Teil daher, daß die Töchter nicht in der Gegend bleiben wollen. Die Abwanderung der weiblichen Jugend ist prozentual stärker als die der männlichen. Ein Dorfarzt führt auch eine finanzielle Seite an:

«Mit der Erbteilung sind vor allem große Probleme vorhanden: oft ist der junge Bauernsohn als schlecht bezahlter Knecht finanziell in einer derart prekären Lage, daß er ans Heiraten nicht denken darf.» (Interview 12/II 7.)

Damit haben wir das Kernproblem angeschnitten, das wie ein Leitfaden durch die Gespräche geht: nämlich die *wirtschaftlichen Probleme der Gegend*, vor allem die Zukunft der Bergbauern. Von den Befragten wird ganz eindeutig hier der Schwerpunkt erblickt. Es fällt auf, wie, ganz allgemein gesehen, die Lage pessimistisch interpretiert wird. Etwa in diesem Sinne: «der Bergbauer hat keine Zukunft». So urteilt ein 70jähriger Lugnezer Bauer:

«Auf der heutigen Basis besteht keine Aussicht auf Erhaltung der Berglandwirtschaft, wenigstens nicht im Lugnez. Die schlechte finanzielle Lage ist wohl der empfindlichste Punkt, doch spielen auch das Alpproblem und die Weigerung unserer Mädchen, Bauern zu heiraten, eine nicht zu unterschätzende Rolle.» (Interview 11/II 7.)

Freilich bildet der wirtschaftliche Aspekt nur eine Seite des Problems, das darum auch mit wirtschaftlichen Maßnahmen allein nicht zu lösen ist. Die menschliche Seite, die sich in einem Bewußtseinswandel zeigt, ist mindestens so schwerwiegend. Noch vor Jahrzehnten, und vor allem in Zeiten politischer Bedrängung, verstanden sich die Bergbauern als bedeutsame, staatstragende Gruppe, die einen wesentlichen Beitrag zur Erhaltung und zum Aufbau des Landes leistete. Heute sehen sie ihren Platz im Volksganzen nicht mehr klar, noch wissen sie um ihre Zukunft. Im Unterschied zu anderen Berufsständen können sie ihre Forderungen nicht durch Massenorganisationen zur Geltung bringen. Die Erkenntnis ihrer Ohnmacht einer bestehenden und künftigen Situation gegenüber führt die meisten zur Resignation. Ein Dorfpfarrer erklärt:

«Die Bauern klagen den ganzen Tag, so daß die Kinder keine Lust mehr haben, in die Fußstapfen der Eltern zu treten.»

Interessant ist die Äußerung eines Seelsorgers, der nach 40 Jahren wieder in seine Heimatgemeinde zurückkehrte:

«Der Eindruck von den umliegenden Dörfern, die ich in jungen Jahren betreute und jetzt wieder betreue, ist niederschmetternd. Damals gab es noch eine integrierte Dorfgemeinschaft. Einer half dem andern. Die Bauern waren nicht reich, aber auch nicht auf die Hilfe anderer angewiesen. Heute stelle ich eine gewaltige Verarmung fest. Ein Fürsorgefall folgt dem andern. Die Wohnverhältnisse sind zum Teil derart primitiv, daß ein weiteres Verbleiben in diesen Behausungen nicht mehr zumutbar ist. Durch die Abwanderung sind die Dörfer um wesentliche, intelligente, initiative Kräfte ärmer geworden.»

Vielleicht kann auch der in einigen Gegenden stark verbreitete Alkoholismus als Ausdruck dieser resignierenden Lebenshaltung gedeutet werden. Ein Alkoholfürsorger hält dafür, daß das Trinkerproblem im Oberland eine größere Rolle spiele als in andern Gegenden und Kantonen. Und er sieht im Nachhinken der wirtschaftlichen Entwicklung die entscheidende Ursache (2/II 5).

Ein ansässiger Arzt betrachtet den Alkoholismus vor allem als soziales Phänomen, wenn er sagt:

«Der Alkoholismus spielt vor allem im hintern Teil des Tals eine ausschlaggebende Rolle. Die Wirtschaften sind jeden Abend voll besetzt. Die Trinker bilden eine Schicksalsgemeinschaft.» (Interview 5/II 5.)

Zerfall institutioneller Bindungen im Rahmen der Gemeinde

Die wirtschaftliche Entwicklung und der Bewußtseinswandel, der sich in den nächsten Jahren noch verstärken wird, haben zu einem Zerfall der institutionellen Bindungen im Rahmen der Gemeinde geführt. Fast in allen Gesprächen wird – meist in pessimistischer Färbung – darauf hingewiesen, daß das Dorfleben nicht mehr so wie früher sei. Dort, wo ein bedeutender Teil der Dorfbevölkerung nicht mehr in der Landwirtschaft tätig ist, wird ein sichtbarer Einbruch von außen her wahrgenommen. Ein Sekundarlehrer schildert diesen Wandel wie folgt:

«Unser Dorfleben hat sich entagrarisiert. Die Mentalität ist heute anders als noch vor 10 Jahren. Wir befinden uns in einer Übergangszeit und haben die neue Form des Gemeinschafts- und Familienlebens noch nicht gefunden.» (Interview 5/II 8.)

Oder ein Pfarrer stellt in seiner Gemeinde eine Spaltung in eine Bauern- und eine Arbeiterbevölkerung fest, die gelegentlich zu Konflikten führt. Aber auch dort, wo der Zusammenstoß zwischen zwei verschiedenen Sozial-, Wirtschafts- und Kultursystemen nicht so offensichtlich ist, wird ein merklicher Wandel des Dorflebens festgestellt. In manchen Gesprächen beklagte man sich, das Gemeinschaftsleben sterbe im Dorf aus; die zwischenmenschliche Hilfe, vor allem die Nachbarhilfe, sei keine Selbstverständlichkeit mehr, es fehle die Initiative. Rivalitäten unter den Familien verhindern oft die notwendigste Zusammenarbeit. Dafür zitiert ein Pfarrer im Gespräch ein typisches Beispiel:

«In meinem Dorf gibt es keine Sennerei. Jeder Bauer trägt morgens und abends Milch ins Nachbardorf, ohne daß es jemandem einfallen würde, am eigenen Ort eine Sammelstelle zu schaffen, von der aus die Milch gesamthaft zur nächsten Sammelstelle transportiert werden könnte.»

(Fortsetzung folgt)

Fürsorgerinnen im Fahrstuhl!

(SAIH) Einen nicht alltäglichen Kurs absolvierten kürzlich 23 Fürsorgerinnen, hauptsächlich Mitarbeiterinnen der Pro Infirmis-Beratungsstellen aus der ganzen deutschen Schweiz. Sie hatten während drei Tagen Gelegenheit, die wichtigsten Hilfsgeräte und Fahrstühle, die dem körperlich Behinderten das Alltagsleben erleichtern, kennen- und gebrauchen zu lernen. Nach grundlegenden medizinischen Referaten über «Hilfsmöglichkeiten der Orthopädie» und «Probleme bei rheumatischen Erkrankungen» erläuterte eine Beschäftigungstherapeutin, welch' wichtigen Anteil ihrer Arbeit die Angewöhnung, das Trainieren eines Hilfsgerätes bildet. Dabei, aber auch bei der Auswahl und beim Einüben zweckmäßiger Hilfsmittel für die tägliche Selbstversorgung und für den Haushalt ist ihr die darin geschulte Fürsorgerin eine große Hilfe.

Aus diesem Grund wurden die praktischen Übungen dieses Kurses sehr realistisch durchgeführt. Den Teilnehmerinnen wurde abwechslungsweise ein Arm festgebunden oder verboten, sich zu bücken. Sie mußten einhändig Schuhe binden, nähen, Kochgut zurüsten, essen; vom Fahrstuhl aus lernten sie betten, glätten, abstauben und kochen – immer mit den dafür bestehenden Hilfsmitteln. Ja, sie fuhren sogar im Fahrstuhl einkaufen. Diese Übungen sollten den Fürsorgerinnen helfen, sich noch besser in die Lage der Bewegungsbehinderten zu versetzen und